

# SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH KOMMANDITGESELLSCHAFT, MÜNCHEN

## Der mißglückte Spaziergang

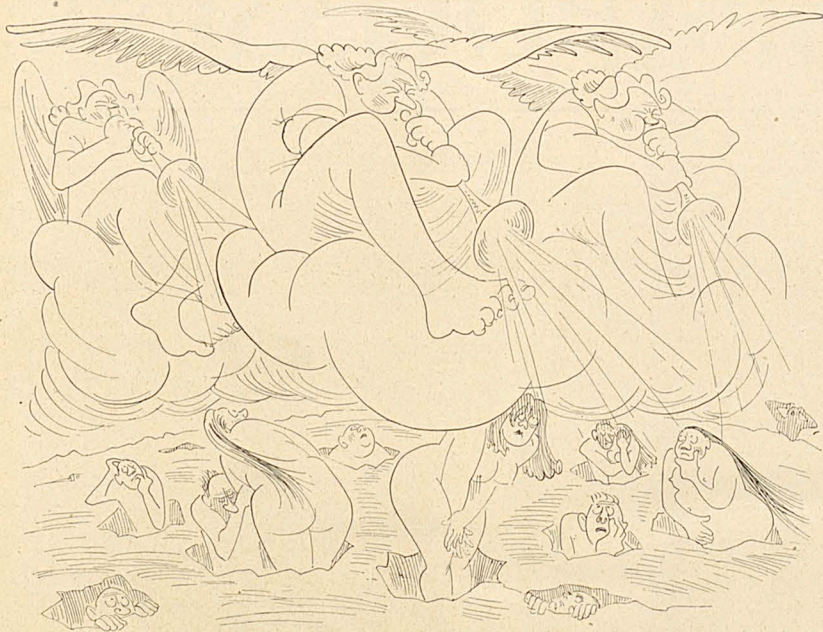
(E. Thöny)



„Da heißt es immer, daß alle Wege nach Rom führen, der Weg über  
Badoglio scheint aber doch nicht der richtige gewesen zu sein!“

La passeggiata andata a vuoto: „Il motto dice che tutte le vie conducono a Roma; pare però che la ‘Via Badoglio, non sia stata la giusta!..“





## Der Selbstgebaute

Von Walter Foitzick

Wenn würdige Männer über Selbstgebautes sprechen, wird es sich um Tabak handeln. Tabak wird nämlich jetzt nicht nur geraucht, sondern auch gebaut; ich glaube, er wird sogar mehr gebaut als geraucht.

Ich werde mich hüten, etwas gegen den selbstgebauten Tabak zu sagen, denn dann kämen mir alle diese würdigen Männer auf den Kopf und ich müßte womöglich ihren Tabak rauchen, um eines Besseren belehrt zu werden. Das möchte ich nun nicht gern, nicht nur, weil ich mich vor Nikotinvergiftung fürchte.

Ich bekomme demnach, es gibt nichts Besseres und Bekömmlicheres als selbstgebautes Tabak, und ich weiß von vornherein, daß alle Rezepte gut sind. Rezepte muß man nämlich haben, das ist wie beim Salat, beide müssen angemacht werden, beim Tabak sagt man fermentieren. Es gibt bekanntlich siebenhundertvierundsechzig verschiedene Arten richtig zu fermentieren, und niemand wird mich zwingen, zu behaupten, daß die Methode, die ein anderer befolgt, besser ist als die eigene. Mir ist nämlich mein Leben lieb, und was das Fermentieren anbelangt, da verstehen die Leute keinen Spaß. Also, um richtig zu fermentieren nehme man einen größeren Hutkoffer und begieß ihn ... Ach, Verzeihung, ich wollte mich ja nicht in die Fabrikationsgeheimnisse mischen, man kann es selbstver-

ständlich auch anders machen und zwar viel besser.

Aber von einem Einzelfall werde ich doch wohl reden dürfen?

Sehen Sie, da ist mein Freund Paul. Sie würden es ihm gar nicht ansehen, daß er selbstgebautes

## WÄNDLUNGEN

Als haarige Rümpchen erst begann er und fraß sich durch von Blatt zu Blatt, hernach zu einer Puppe spannte er sich ein, die nichts mehr nötig hat.

Und schließlich schlief er als ein Falter aus diesem nächtlichen Verkehr, so bunt, daß ihn mein Federhalter nicht woll zu würdigen vermag.

Zwei Tage war er quirlend, ja foruzagen tätentfroh, bis ein Profektor eisenhändig ihn fing - worauf fein Geißt entfloß.

Nun ruht das holde Kind der Mufen stodstief (und weiß nicht recht, zu was) mit einer Nadel in dem Bulen bei dielen andern hinter Glas.

Ratatöehr

Tabak raucht, wenigstens vor dem Rauchen nicht. Paul hat sich bisher immer viel mit Philosophie beschäftigt, jetzt beschäftigt er sich mehr mit Rauchen - von Selbstgebaute.

Er hält nichts vom Fern ..., ach so, ich wollte ja nichts von seinem Innenleben verraten. In einem Kästchen hat er etwas Grünes, das spricht er frank und frei als Tabak an. Wie gesagt, er hat sich bisher hauptsächlich mit Philosophie beschäftigt. Das

Grüne wird nur einen krassen Laien an getrockneten Spinat erinnern, einen Laien in selbstgebaute Tabak. Das ist es, was Paul in seine Pfeife stopft, wobei wir, seine Freunde, so tun, als ob es das Selbstverständlichste von der Welt wäre. Der Pfeife entquillt ein blauer Rauch, tatsächlich ein blauer Rauch, ein sehr ähnlicher blauer Rauch, der aufs Haar anderen Rauchen gleicht. Paul weht ihn mit der Handfläche zu. Wir sind gute Freunde und sagen ihm, daß wir schon Schlechteres im Leben gerochen haben, schon Brenzlicheres.

Nun versenkt sich Paul wieder in die Philosophie und da kam er neulich auf die Beurteilung des Duftes von Rosenblät zu sprechen. Warum er gerade auf Rosenblät kam, bleibt unklar. Wird wohl so eine Wunschvorstellung gewesen sein.

Wenn Paul sich die zweite Pfeife ansteckt, hat er kleine Schweißperlen auf der Stirne. Er sagt, es käme von der heißen Suppe. Auf jeden Fall will er im nächsten Jahr noch mehr Tabak anbauen, das Sandblatt sei besonders delikates. Das Sandblatt ist nämlich das Grüne, aber da komme ich schon wieder ins Fachsimpeln.



„So — Kognak und Hoffmannstropfen stehen bereit für den Fall, daß mir schlecht wird. Ich werde jetzt mal versuchen, das Kapitel über Badoglio, Viktor Emanuel und Konsorten zu schreiben!“

**Kronos previene:** „Ecco . . . il cognac e le gocce - Hoffmann . . . già pronti nel caso che mi senta male. Adesso tenterò pur di scrivere il capitolo su Badoglio, Vittorio Emanuele e consorti!..“



## Am Treffpunkt

(R. Krieseh)



„Unerhört — nicht mal 'ne halbe Stunde wartet er, wo ich ihm doch gesagt habe, daß meine Uhr manchmal 'n paar Minuten nachgeht!“

**Luogo d' appuntamento:** „Incredibile! Egli non aspetta nemmeno un' ora, benchè gli abbia detto che il mio orologio talvolta ritarda di alcuni minuti!“.

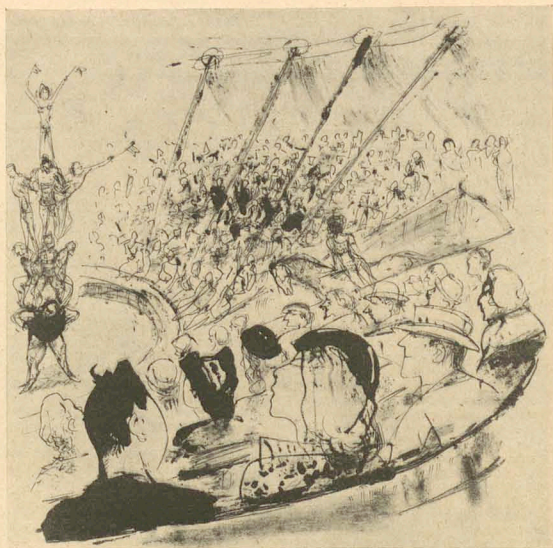
VON WILHELM LUKAS KRISTL

Das war in Sevilla, in der Karwoche. Zur Sevillaner Karwoche mit den weltberühmten Prozessionen, da sind schon Wochen vorher alle Schnellzüge und Flugzeuge in ganz Spanien ausverkauft, und in Sevilla ist noch die letzte Dienstadt-kammer zu saftigen Preisen längst im voraus vermietet, von Hotelzimmern nicht zu reden. Wer von den Sevillanern eine freie Hundehütte hat, der stellt auch diese noch den Festgästen als Wochenend-Häuschen zur Verfügung und die diesbezügliche Rechnung entspricht durchaus einer Einfamilien-Villa. So mancher Sevillaner lebt den ganzen Sommer von dem, was ihm die heilige Karwoche einbringt und trägt auf diese Weise zu der südlichen Beschaulichkeit bei, welche die Touristen an der andalusischen Hauptstadt ganz besonders entzückt.

Ich hatte vorgesorgt. Ich gehörte zu den Glücklichen mit Quartier und Flugplatz und wünschte nur noch, mein Zimmer befände sich gleich in der Nähe des Flugbüros, damit ich keine Zeit veräume und mir nichts von der großen Prozession am späten Nachmittag entgehe. „Apartado 282“ war die Adresse, ich verwahrte sie wie ein Juwel in meiner Brieftasche. „Ist die Apartado gleich in der Nähe, Señorita?“, frag ich im Flugbüro. „Wie heißt die Straße?“, „Apartado“, wiederholte ich und als mich die Señorita weiterhin dumm ansah, buchstabierte ich: „A-par-ta-do!“ Sie wandte sich an eine Kollegin und diese an den Buchhalter und der Buchhalter griff nach dem Telefonbuch. Da rief einer von den jungen dunkelhäutigen Bengels, welche das Flugbüro auf der Jagd nach Trinkgeldern umlauierten, daß er die Straße kenne und bemächtigte sich allsogleich meines Koffers. Aber er ging keine zehn Schritt mit. Sodann verhandelte er mich an einen anderen Burschen und dieser bedauerte mir, ihm nur ruhig durch das aufregende Gewühl zur Straßenbahn zu folgen. Nun, in der Sevillaner Karwoche darf man nicht anspruchsvoll sein; illegt das Zimmer auch nicht gerade im Stadtzentrum, die Hauptsache ist, du hast ein Dach überm Kopf.

Wir stiegen in die Straßenbahn. „Zwei Apartado?“ verlangte ich. „Si Señor, Apartado.“ Jedoch der Schaffner schien sich ebensowenig in Sevilla auszukennen. Er frag den Wagenführer, und als auch der nur einen Brummer von sich gab, holte er die Meinung seiner Fahrgäste ein. Alsbald beschäftigte sich mit meiner Adresse die ganze Trambahn. Die Ansichten waren geteilt. Man bot mir nacheinander sämtliche Stadtviertel Sevillas an. Mein Einwand, wenn eine Straße 282 Hausnummern habe, könne sie doch nicht so unbekannt sein, wirkte nicht gerade klärend. Im Gegenteil, sie entfachte nur neue Meinungsver-schiedenheiten, während ich die Frage aufwarf, ob denn vielleicht mal ein gewisser Apartado in der spanischen Geschichte eine Rolle gespielt habe. Endlich rührte sich ein Mann auf der hinteren Plattform: Ich sei schon richtig. Jetzt falle es ihm ein, es fehlten noch drei Haltestellen, dann sollte ich mich ein wenig nach rechts halten.

Das Viertel, in dem wir ausstiegen, sah so aus, daß meine festliche Stimmung rückwärtse sank. Aber mein Bursche mit dem Koffer marschierte tapfer voraus und ich folgte widerwillig hinterher. Und nachdem wir einige Male im Kreise herumgelaufen waren, da stellte er sich vor mir auf und sagte kühn, nun seien wir da. Ich sah mich um: Ein Dutzend alterschwacher Häuser, wie ausgestorben die Gasse kümmerliche Gasse, nur ein milder Duft von Milchhaufen und ranzigem Küchenöl variiert die menschliche Nachbarschaft. Ich schlenk mich in der verlassenen Gegend der Stadt zu befinden und obendrein stellte sich heraus, daß die Gasse gar nicht Apartado hieß, sondern ihr Name begann nur mit einem A und hörte mit einem O auf. Das war alles. Was meinen Be-



„Sag‘, Emil, wie hieß der Mann, der die Weltkugel auf den Schultern trug?“  
„Aber gute Adelheid, du glaubst doch schon alles!“

„Dimmi, Emilio, come si chiamava quell' uomo che sosteneva il globo terrestre sulle spalle?“  
„Ma, mia buona Adelaide, come tu credi proprio a tutto!“

gleiter freilich nicht hinderte, eine Miene aufzusetzen, als habe er nie im Leben behauptet, die Straße auch nur ganz ungefähr zu kennen. Mir wurde warm. Ratlos studierte ich meinen Zettel, las ihn von vorn nach hinten und zurück. Glocken und Fanfaren ertönten in der Ferne und verkündeten, daß die große Prozession im Gange war. Mir fielen die schwarzgelockten jungen Sevillanerinnen ein, welche jetzt sicherlich im Festschmuck die Tribünen und Balkone füllten. Dann erleichterte ich mein Herz mit einer Serie heimatlischer Wünsche, die mit der heiligen Karwoche weiter nichts zu tun hatten.

Eine leere Kutsche nahm mich auf wie ein Fischerboot einen Schiffbrüchigen. Wählich gerettet kam ich mir vor, als ich mich hinaufschwang. Es sollte indessen eine neue Infahrt beginnen. Er sel geborener Sevillaner, meinte der Kutscher, und fuhr seit etlichen zwanzig Jahren die Fremden herum.

Aber Apartado?, und noch dazu mit so viel Hausnummern? Vorbei an ehrwürdigen Stadtmauern, an maurischen Portalen, durch romantische Gassen ging die Reise und der Kutscher frag von seinem Bock herunter mal diesen, mal jenen Passanten. Je mehr wir wieder stadteinwärts gelangten, desto mehr schwoll der Trubel an, desto farbig wurde die Stadt. Jedoch mein Interesse schwand in dem gleichen Grad, in dem die hereinbrechende Dämmerung bei andern für poetische Stimmung sorgte. Ich teilte das ganze festliche Sevilla nur in zwei Hälften: Die eine Hälfte, die hatte in der Nacht ein Bett und die andere, die hatte keines. Zu dieser gehörte also ich.

Ich habe aber doch zu meinem reservierten Zimmer gefunden. Mit Verspätung allerdings und etwas erschöpft; es war schon Mitternacht. Zu guter Letzt hatte sich nämlich herausgestellt, daß Apartado zu deutsch — Postfach heißt! ...

## Villa über dem Fluß

Von Maximilian Brantl

Hill flechten Rosenfunden  
sich in des Lebens Kranz,  
und sie verdecken ganz  
die Lüden und die Wunden.

Wie lacht aus farbiger Hülle,  
ihr Mädchen, eurer Leib!  
Verhätte Früchte, Weib,  
aus goldnem Horn der Fülle!

Än euch geleht, wie fädeln  
sich Worte und Gefühl!  
Da wird eine heiß und kühl,  
da löst sich Ernst in Lächeln!

Kreuzt ihr dann der Trauben  
Schoßblut und Herzensgold:  
Muff! Heut ist eine hold  
das Schicksal! Läßt uns glauben!



## VOM BLAU AUF ALTEN BILDERN

Blau ist oft auf alten Bildern im Hintergrund.  
Hintergrund bedeutet: Ferne, das Ungenaue.  
Im Hintergrund fliegen Vögel in Form einer Braue.  
Vorne stehen die Städte mit drohendem Mauerrund.

Im Hintergrund dämmern Wälder und Berge,  
Oder Gewässer dunstet. Also das Undurchdringliche.  
Vorne wandeln Hirte und Ferge,  
Vorne drohen Türme — Sinnbilder für's Dingtliche.

Ich liebe das Blau dieser Bilder, Es ist weit.  
Es lockt hinaus. Es hat kein Ende.  
Hinter ihm verbirgt sich der Raum der Unendlichkeit,  
Das Märchen, das Glück, die goldene Wende.

Das Blau der alten Bilder hat etwas Ruhendes,  
Bei ihm herrscht Stille, Geheimnis, Rast.  
Es hat den Schlaf im Gesicht, Schweigen, Nichtstundes.  
Doch manchmal öffnet sich jäh sein verschleierte Glas.

Und heraus tritt ein Engel, silbern unleuchtet;  
Oder ein Ritter zu Pferd, eisengestübt,  
Auf dem Sattel Undine, wasserbelehnet,  
Die es nach Kuß und Unarmung gelüstet.

ANTON SCHNACK

## DER ROGL RUEP REDET FINNISCH

VON KARL SPRINGENSCHMID

„Ha?“ fragt der Oberjäger in die Runde.

„Mhm!“ sagen die andern.  
Damit ist für ein gutes Trumm Polarnacht geredet,  
was zu ra-Jon ist und es wird wieder still in der  
Hütten. Selt die sieben Tiroler auf der einsamen  
Feldwach einandochend, ist ihre Sprach nur  
mehr „Ha“ und „Mhm!“

Woll's wahr ist! Für was denn reden? Was ein  
jeder zu tun hat, weiß er ohne reden auch.  
Überhaupt, so sagen sie, mit Reden ist der Krieg  
nit zu gewinnen. Was zu sagen ist, sagt der Bol-  
schewik und kriegt sein' Antwort.

„Ha?“  
Das langt  
Aber wenn die sieben Tiroler einmal in der langen  
Dämmernung andern beinandochend, gesell-  
schaftlich zuzogend, und es wär grad eine ge-  
mütliche Zeit, was zu reden, dann weiß keiner,  
was er sagen soll; denn was sonst Mannsleut  
einander zu sagen haben, das heben sie sich alle  
schon voriges Jahr gesagt. Heuer ist noch nit viel  
passiert. Sie sind alle sieben die gleichen blieben  
und der Krieg auch. Also, was soll da einer  
viel reden?

„Ha?“  
Nur dem Rogl Sepp, dem Fernsprecher, paßt das  
nit. Schon von Berufs wegen.  
In den Tisch haut er und schreit: „Höllselten,  
Jetzt wird's mir zu dumm. Jetzt redet einmål  
einer!“

„Ha?“ fragt der Oberjäger und schaut von den  
Karten auf. Er hat grad Trumpfsau in der Hand.  
„Reden“, meint der Rogl Ruep, der Junge, und  
übersetzt dienstlich, „ein Sprechverkehr einrich-  
ten, wie unier andere Menschen!“

„Redst eh du!“ sagt der Oberjäger und spielt die  
Sau aus und der Staudigl, der schwarze T'nten,  
haut den König drauf und meint unwillig: „Reden,  
zu was? Macht eh der Krieg gnuw Kra-wall!“  
Da aber kommt einmål der Befehl, der Rogl Sepp,  
der Fernsprecher, müßt acht Wochen hinauf zu  
den Finnen auf den Tuntur.

„Mänder“, lacht er da und haut sein Zeug in den  
Rucksack, „endlich einmal unter Leut, nit bloß  
unter Stöckl Leut die eine Sprach haben! Men-  
schen, mit die was zu reden ischt!“

So kommt der Rogl Ruep, Jung und voller Freud,  
hinauf auf den Tuntur zur finnischen Feldwach,  
baut seine Leitung auf, und macht, was sonst sein  
Sacht ist.

Weit fliegt das Land rundum, Wald über Wald, so  
weit das Auge langan kann, das halbe uns, das  
andere den Bolschewiken die Handvoll Licht  
freilich ist viel zu wenig für das große Land. Die  
Nacht, kaum vergangen, schließt schon wieder aus  
dem Wald für

Die Finnen, alle zwöif, rucken um das Feuer zu-  
sammen, das in der Hütten brennt.

„Fein!“ sagt der Rogl und hockt sich dazu.  
Aber er hat wohl einen unrechten erwischt, einen  
von den Finnen, der nit Deutsch versteht, weil er  
tut, als hätt' er nit gehört.

„Fein“, sagt er, lauter noch zum andern nebenbei.

Der andere nickt ihm zu.  
„Fein“, sagt der Rogl wieder und lacht, „so um  
das Feuer hocken allmätand, da ischt gut sein.  
Drüben, die sieben Stück, die stummen, die  
hocken jetzt tirolisch beinand und karten. Ha?“  
fragt der Oberjäger, I höi ihn, und „mhm“ sagt  
die andern Das langt für die ganze Nacht. Ischt  
das ein Leben, frag I?“

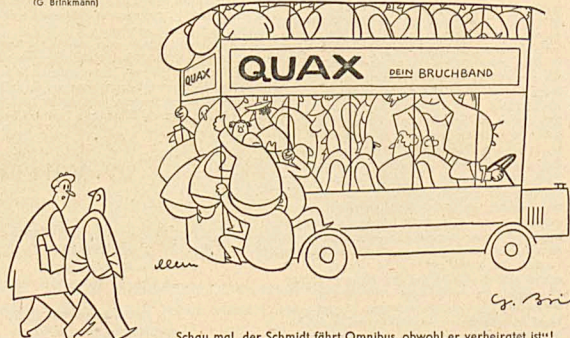
Er schaut in die Gesichter rundum. Sie' schauen  
ihm alle genau auf den Mund, wie er da so flei-  
big spricht, und nicken ihm zu.

„Ein Tag um den andern, jeder gleich Gleich der  
Wald, gleich der Himmel, gleich der Kiegl Alles  
gleich. Wie sollt das ein'er ertragen, so er nit  
Menschen hat, die reden und erzählen und das  
Leben erst schön machen und richtig!“

Wieder nicken die Finnen freundlich hin. Jeder,  
den er anschaut, nickt auch. Dann, wie der Rogl  
meint, jetzt hebt der erste zu reden an, langt der  
bloß unter d'e Bank hinein, auf der er hockt, zieht  
unmündlich ein Trumm Holz herfür, ein birkenes,  
dreht es nach allen Seiten herum, nimmt dann  
sein Pukko aus der Scheide und hebt zu schnit-  
zen an.

Das sieht der zweite, langt auch schweigend um  
sein Holz, der dritte, vierte, und so fangen sie,  
daweil der Rogl Ruep noch immer redet, zu  
schneiden an, bloß der letzte nit, der spürt das  
Feuer. „Seltsam, so eine Sprach“, denkt der Rogl  
und stößt den einen an, der neben ihm sitzt, und  
fragt: „Was wird nacher dö?“

(G Brinkmann)



„Schau mal, der Schmid fährt Omnibus, obwohl er verheiratet ist!“

“Guarda un po' che il fiabro, sebbene sposato, va con l'omnibus!”



„Nanu, Helga — du sammelst Briefmarken?“ — „Nee, aber vielleicht werden 'mal auch von der Reichspost neue Marken nur gegen gebrauchte abgegeben!“

**Non si può sapere . . .** “Ebbe’, Elga . . . fai collezione di francobolli?., — “No . . . ma forse un giorno anche dalla Posta del Reich non si daranno nuovi francobolli che in ricambio di quelli usati!.,



# FRAUENHERZ

VON JORDAN JOWKOV

Seitdem sein Sohn Illa aus dem Dorf fort war, hatte Vater Gergi nur Schlechtes von ihm gehört; endlich bekam er einmal auch etwas Gutes zu hören: man habe Illa in der Stadt gesehen, er sei unlängst über die Grenze gekommen, habe sich auf dem Markt gezeigt, wo er Pferde gekauft und verkauft habe. Und das sei nicht der Illa wie früher gewesen — schön gekleidet sei er jetzt, habe mit großen Herren an einem Tisch gesessen und mit dem Geld in der Tasche nur so geklimpert. Vater Gergi wußte nicht, ob er alles das glauben sollte oder nicht, da kam schon Illa selbst. Er hatte dasselbe schmale Gesicht wie selbst, war aber reichlich gekleidet, frisch rasiert. Seine kurze ärmellose Jacke war nicht aus grobem Wollstoff, sondern aus feinem braunen Tuch, die hohen Lederstiefeln an den Knöcheln gefaltet wie eine Ziehharmonika. Und er kam nicht etwa mit einem fremden Fuhrwerk, sondern im eigenen Wagen. Was für ein Wagen war das, was für Pferde hatte er! Junge Tiere waren es, kaum fünf, sechs Jahre alt. Schlank, feurig, gleichen beide einander wie Zwillinge, waren gleich groß, hellbraun; Schwanz und Mähne waren etwas heller, beinahe weiß. Pferde mit solchem Haar sind wirklich eine Seltenheit und sehr schön.

Großvater Gergi ging durch das Dorf und prahlte mit den Pferden. Bei vielen sprach er vor, endlich blieb er ein Weibchen bei Theodor stehen. „Grüß Gott, Theodor, Grüß Gott, Antischka!“ rief er fröhlich, draußen am Zaun stehend.

„Gott lohns, Vater Gergi. Bei dir gibt's ja Freude im Hause, was? Der Junge ist gekommen, nicht?“ „Ja, er ist da, Illa ist gekommen...“

„Er sei gewachsen, schon ein Mann geworden, sagt man. Und die Pferde, was für prächtige Tiere! Ich habe sie gesehen.“ Es sprach nur Theodor; Antischka schwieg, obwohl sie sich immer in der Nähe zu schaffen machte und wohl hörte, was die beiden miteinander sprachen, nur ihre Augen schienen zu lachen. Vater Gergi weiß, daß Illa einst etwas mit Antischka gehabt hat, aber das war vor Jahren und schon längst vergessen.

„Hörst du?“ sagt Vater Gergi lächelnd und weist nach Genos Krug hin, wo ein Dudelsack quiecht. „Mein Junge ist da, Illa ist es. Möge er sich nur unterhalten! Die Großbauern sollen nur sehen, daß auch er ein Mann ist und zu verdienen versteht!“

Vater Gergi blickt Theodor an, der verstoßen lächelt, begegnet noch einmal dem Blick von Antischkas schwarzen Augen und geht nach Haus.

Gegen Mittag kommt Illa, er ist rot, angeheitert.

„Ich war bei Theodor“, sagte der Alte.

„Auch ich war heute morgen da.“ Illa schaut zur Seite und schlägt mit einem Stäbchen auf seine in Falten gelegten Stiefeln. „Antischka hat mich gar nicht angesehen. Es fiel ihr gar nicht ein zu sagen: ‚Komm, Illa, laß dich mit einem Täßchen Kaffee bewirten!‘ Kein Wort sagte sie, schwieg still...“

„Sie haben viel zu tun, mein Sohn.“ Vater Gergi will noch etwas sagen, aber er schweigt. Einst war Illa Knecht bei Antischkas Eltern. Da hatten sie etwas miteinander gehabt, eine Liebschaft, so was, er hatte sogar geheiratet, das er sie

zur Frau nehmen werde. Aber plötzlich, ohne daß es jemand erwartet hatte, heiratete Antischka den Theodor.

„Haben wir nicht miteinander dasselbe Brot gegessen, haben wir nicht zusammen die Gerben aufgeladen?“ hob Illa wieder an. „Und jetzt will sie großtun! Meinetwegen! Mag sie nur!“

Nach einigen Tagen fuhr Illa zur Stadt und kam mit einem fremden Wagen ohne die Pferde zurück. „Wo sind die Pferde? Was hast du mit den Pferden gemacht?“ fragte ihn der Vater.

Illa klopfte sich auf die Tasche und lachte. „Hier sind sie! Ich habe sie verkauft.“

„Ach, Sohn, was hast du nur getan? Solche Tiere! Wo findest du solche?“

„Noch schönere kaufe ich. Die da waren gar nichts.“

Wieder begann Illa sich des öfteren in Genos Krug zu zeigen. Manchmal sprach er bei Theodor und Antischka vor, sah ihnen zu, wie sie arbeiteten. Dabei unterhielt er sich nur mit Theodor, denn, wenn er etwas zu Antischka sagte, schwieg sie, tat, als hätte sie nichts gehört.

Eines Tages ging Theodor weg und Illa blieb allein mit Antischka. Er nahm zwei ganz neue glänzende Fünflewastücke aus seinem Geldbeutel und gab den beiden Kindern Antischkas je eins. Als sie das sah, packte sie die Kinder, öffnete ihnen mit Gewalt die Hände, nahm das Geld und gab es Illa zurück.

„Nimm dein Geld!“ sagte sie barsch. „Sie haben einen Vater, der sie beschenken kann.“ Und da sie es schon satt hatte, sagte sie unumwunden: „Genug hast du mir vor dem Hause gehockt! Geh weg!“

Illa ging wieder in den Krug. Jetzt gibt er jeden Tag hin und trank viel. Von Zeit zu Zeit versuchte er, Antischka anzureden, doch sie ging ins Haus zurück, sobald sie ihn sah. Das Geld, das er für die Pferde erhalten hatte, war zu Ende und eines Tages sagte er zu seinem Vater: „Dieses Mal will ich viele Pferde kaufen... Ich verkaufe sie und verdiene viel Geld. Da mache ich ein Gelage, einß die Leute an mich danken...“ Er ging fort und kam nach einigen Tagen mit zwei Männern zurück. Während er im Hofe herumging, schliefen sie in einer Ecke im Dorfe. Vater Gergi gefiel er sie gar nicht: mit ihrer dunklen,

braunen Haut, den schwarzen Augenbrauen und buschigen schwarzen Schnurrbärten sah sie wie Zigeuner aus. Illa sagte, daß sie Rotführer und seine Freunde seien. Mit ihnen ging er wieder fort.

Bald darauf rief jemand eines Morgens, noch vor Tagesdau, vor Vater Gergis Tür. Der Alte trat heraus. Illa war es.

„Bring uns etwas Brot heraus“, sagte er, ohne vom Pferde abzustiegen. „Wir müssen eilen, um den Markt nicht zu veräumen.“

Bei ihm waren die beiden braunen Röhändler, aber sie auf Pferden. Vater Gergi bemerkte, daß weder ihre Pferde, noch das Illas gesattelt waren. Etwa zehn andere Pferde waren aneinandergebunden, jedes hintere mit dem Zügel an den Schwanz des vorderen. So pflegten Röhändler ihre Pferde zu binden, doch hatte Vater Gergi gehört, daß Zigeuner, die Pferde stehlen, es auch so machten.

Sobald es zu grauen begann, hörte man auf einmal laute Stimmen: es zeigten sich berittene Männer mit Gewehren. Sie schlannen es eilig zu haben, bückten sich von Zeit zu Zeit, um nicht die frischen Spuren zu verlieren, die die Pferdedeufe auf dem Boden gelassen hatten, und sprengten weiter. Gegen Mittag hörte man bereits, daß drei Pferdediebe mit vielen Pferden in dem Wald bei Aptat gefangen worden seien. Der eine war Illa.

Gegen Abend kamen die Polizisten. Sie führten Illa und die anderen Pferdediebe. Sie hielten vor dem Krug, dem Hause Theodors gegenüber. Illas Kleider waren zerdrückt, er war blaß, nicht rasier. Bei dieser Kälte hatte er nur seine braune Tuchjacke an. Er lächelte, doch war das Lächeln nicht fröhlich.

Es versammelteten sich viele Menschen da, auch Vater Gergi kam.

Er näherte sich seinem Sohn, sah ihn lange mit trockenen, brennenden Augen an, spuckte auf ihn und begann zu schelten: „Schande und Schmach über dich! Hast du denn keine Hände zu arbeiten, dein Brot ehrlich zu verdienen! Mit Zigeunern Pferde stehlen? Du bist nicht mein Sohn. Ich verfluche dich.“ Dann wandte er sich ab und ging gleich und zittend nach Hause.

Einer rief ihm noch nach: „Die Burschen sind hungrig, bring ihnen etwas Brot!“

„Ich habe kein Brot“, erwiderte Vater Gergi, ohne sich umzusehen, „Steine sollen sie essen!“

Da kam Antischka aus dem weißen Hüschchen herauf. Sie trat hinzu, sagte etwas dem Schutzleuten, holte einen Laib frischen Brots, den sie unter der Schürze hielt, brach ihn auseinander, gab die eine Hälfte dem Illa, die andere seinen Gefährten. Sie gab ihnen auch je ein Stück Käse, dann gab sie Illa einen Ellen, abgetragenen Kapuzenmantel, den sie über dem Arm trug.

„Da, nimm, Illa“, sagte sie, „du könntest dich erkalten...“

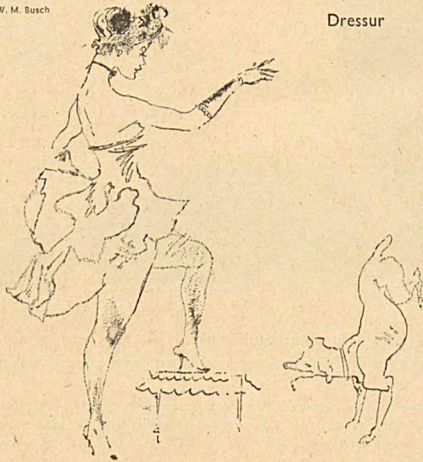
Die Polizisten hatten ihre Pferde bestiegen, die Häftlinge gingen vor ihnen durch den Schlamm.

„Ich wohl, Illa!“ rief Antischka ihnen nach, „Gott erhalte dich gesund!“ Sie blieb an derselben Stelle stehen und stützte leicht den Kopf auf die Hand. Verlassen sah sie dem Illa lange nach. Es standen noch Leute da, aber sie blickte weder rechts noch links und kehrte ins Haus zurück.

Aus dem Bulgarischen

von Z. Dregnowa.

W. M. Busch

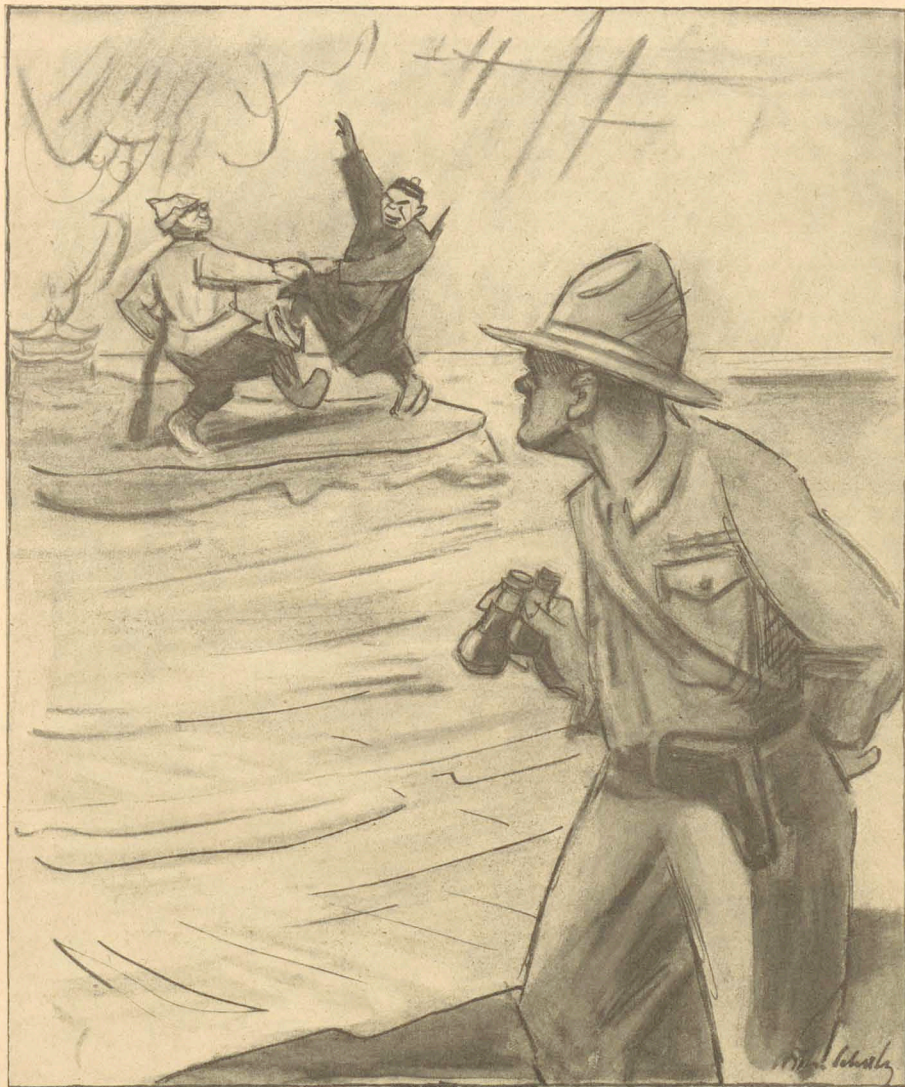


Dressur



## Eisenhower und das Lied von der zweiten Front

(Wilhelm Schütz)



„Das Lied gefällt mir, am liebsten möchte ich auch ein bißchen mitsingen!“

Eisenhower e la canzone del secondo fronte: „La canzone mi piace, ma vorrei anzitutto cantarla un pochino insieme anch'io!“



„Na, was hat denn Edi zu den schönen Äpfeln gesagt?“  
„Er hat gesagt, er sei zu jeder Erbsünde bereit!“

**Riconoscimento:** „Ebbe“, che ha detto Edi delle belle mele?,  
„Ha detto che è pronto a commettere qualsiasi peccato originale!..“



# UNIVERSALGESCHICHTE

VON SCHLEHDORN

Als die Zahl der geleerten Flaschen zur Lösung der noch restlichen Weltkrisis aufrief, befand sich Gregorius Grips, der Referendar, im Gespräch mit einem schweigenden jungen Historiker.

„Wie einfach“, sagte Gregorius, „wie einfach hatten es die Alten. Man braucht nur heute festzustellen, daß es damals einen Schulzucker oder Krausides gegeben hat, — schon hält ihn die Historie fest. Heute genügt die bloße Anwesenheit nur bei den Spitzen der Behörden. Und hat er gar etwas geschrieben, so wird er zitiert, weil er als Erster gesagt hat, was jeder weiß. Das geschieht heute nur bei führenden Dichtern. Und wußte man damals das, was jeder weiß, so war man damals allgemeingebildet. Und klassisch gebildet ebendrin.“

Wie einfach war damals die Zeitrechnung. Die rechneten rückwärts und konnten sich mit der Zeit einrichten. Wenn gar eine Dame das Glück hatte, um die Zeitwende zu leben, so zählte sie zweimal 17, einmal ante und einmal post Christum natum. Während heute die Damen versuchen müssen, dauernd 17 zu bleiben, was nur beim Film gelegentlich gelingt.“

„Ja“, warf der Historiker ein, „die wissenschaftlichen Hilfsmittel sind auch vollkommener geworden.“

„Und nun erst die Vorgeschichte“, fuhr Gregorius fort. „Man saß um ein Feuer herum, nagte an großen Knochen und ließ sich Zeit. Und draußen ging der fortgesetzte Fortschritt seinen Weg. Was damals Abfall war, ist heute Wissenschaft. Man gräbt in den Humus hinein und findet Rasierklingen aus Stein, Nähnadeln aus Bein, Schlipfnadeln aus Glas, und Fibeln, so primitiv, daß sie geradezu modernes Kunstgewerbe sind — und

dazu eine Menge wissenschaftlicher Hypothesen. Die Menschheit beugt sich über ihre eigene Wiege und macht kille-kille beim hoch Heidegenärris, von dem gerade noch der Unterkiefer dazu da ist und erzählt stolz vor allen Onkeln und Tanten der Wissenschaft, was der Mensch in seiner Jungsteinzeit schon gekonnt hätte: die Wände bemalen mit Hirschen und Schiffen und Menschen, — Herren und Damen, sehr einfach und nachdrücklich unterschieden. Und die Maler ließen sich Zeit dabei.“ Der Historiker wollte berichtigen, daß bereits in der Altsteinzeit —, aber Gregorius sprang mit seiner Geschichtsschreibung über ihn hinweg:

„Und nun erst die Vor-Vorgeschichte. Das war eine süßverworene Zeit, wo noch verfolgte Frauen in Bäume verwandelt wurden und steinerne Statuen in mit Erfolg verfolgte Frauen. Bäume und Quellen waren bewohnt von reizenden Einsiedlerinnen, deren Adresse den Göttern bekannt war. Und Darwin hätte sein Vergnügen gehabt, wie sich der Faun dem Bock und der Zentaur dem Pferd artverwandt zeigte, — eine große Familie. Übrigens, wenn wir heute noch ‚Kamel‘ sagen,

wenn so 'n Ochse ein Esel ist, oder gar ‚Pflänzchen‘ oder ‚Früchtchen‘, wenn sich solch niedlicher Käfer als raffinierte Kröte entpuppt, — alles Erinnerungen an den paradiesischen Zustand, wo die Pflanzen noch keine lateinischen Bezeichnungen hatten, sondern namenlos dufteten, und die Menschen nur Kosmetiken nutzten, und keiner zählte die Hufe und die Staubgefäße. Man hätte die Stügetiere ruhig Erlegen lassen (nicht nur um Ostern), — ein Duschgel von Schönheit und Gefühl, wie die Seele eines Lyrikers! Und keinerlei Eile. Ich glaube, da gab es weder Wecker noch Zeitbewußtsein.“

„Prost“, sagte der junge Gelehrte freundlich. „Prost“, erwiderte der Referendar. „Und darf gehn dann die Geschichte allmählich auf die Geologen und zuletzt auf die Astronomen über. Die Astronomen lassen uns bis zum Weltuntergang noch schnell Zeit, und die Geologen beweisen, daß wir mit unserer Weltgeschichte nur in einer anspruchsvolleren Interglazialperiode leben. Die längste davon hat 142 000 Jahre gedauert. Seit der letzten Eiszeit sind noch keine 19 000 Jahre herum. Warum haben wir da eigentlich keine Eile?“ Hier zog der Historiker diskret seine Uhr und nannte die Zeit.

„O weh“, fuhr Gregorius auf, „ich muß schleunigst weg. Meine letzte Elektrische fährt.“

## MEIN BRUDER HEINRICH

Genau genommen habe ich nie einen Bruder Heinrich gehabt. Von seiner Existenz hörte ich zum ersten Male in einer Gesellschaft, in der ein junger Schriftsteller erwähnte, einen Herrn zu kennen, der gern meinen Bruder Heinrich sprechen würde. Da ich nur noch einen Bruder Alexander habe, mußte hier wohl ein Irrtum vorliegen. Aber der junge Autor versicherte, jener Herr habe sich ausdrücklich nach meinem Bruder Heinrich erkundigt, da er Alexander ebenfalls kenne. Und eines Tages wurde ich diesem Herrn, einem Antiquitätshändler namens Kilian, vorgestellt.

Dann erinnerte ich mich, von diesem Manne vor fünfzehn Jahren einmal ein Digmaßchen erworben zu haben. Offenbar habe ich mich in dieser Zeit nur sehr wenig verändert, so daß Herr Kilian mich wahrscheinlich für meinen eigenen jüngeren Bruder gehalten hat. Rätselhaft war nur, wie er auf den Namen „Heinrich“ kam. Jedenfalls wäre alles in Ordnung gewesen, wenn ich dem wunderlichen alten Herrn die Zusammenhänge erklärt hätte. Leider aber hasse ich Erklärungen und Aufklärungen in jeder Form und jedermann gegenüber. Wenn ich zum Arzt gehe wegen einer Sehnenzerrung in der Gegend des Fußgelenkes, und er verschreibt mir irrtümlich etwas zum Gurgeln, bin ich auch damit einverstanden. Oder wenn ich im Gasthaus ein Stammgericht bestelle und der Kellner bringt mir ein Wiener Schnitzel mit Kopfsalat, dann akzeptiere ich auch das. Ich ließ Herrn Kilian in dem Glauben, einen Bruder Heinrich mein eigen zu nennen. Außerdem nahm ich an, Herrn Kilian nie mehr zu begegnen. Und so trug ich etwas zu meiner kostenlosen Erheiterung bei und sagte ihm, daß Heinrich schon seit vielen Jahren in Bukarest lebe und dort glücklich verheiratet sei.

„Grüßen Sie ihn bitte herzlich von mir, wenn Sie ihm schreiben“, bat der Mann beim Abschied. Einige Wochen später klopfte mir jemand auf der Tauentzienstraße, als ich vor einem Schaufenster stand, auf die Schulter. Es war Herr Kilian.

„Post von Heinrich?“ fragte er. Ich sagte, daß ich einen Brief bekommen hätte. „Irgend etwas von Bedeutung?“ forschte er weiter. Ich empfand, daß ein Schreiben, das heutzutage von so weit herkam, irgend etwas Nennenswertes enthalten mußte, und so ließ ich durchblicken, daß Heinrich Sorge mit seiner Frau hätte. Ich wollte sagen, daß ihr Gesundheitszustand ihm

Sorge machte. Aber Herr Kilian faßte es anders auf, und ich wollte auch diesmal nicht erst weitere Erklärungen abgeben.

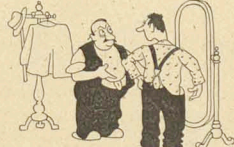
Lange Zeit sah und hörte ich von dem Antiquitätshändler nichts mehr. Dann erzählte mir jemand zufällig, daß Herr Kilian geschäftlich in Wien weilte. Die Nachricht machte mich nervös, denn in Wien lebte mein Bruder Alexander. Plötzlich erhielt ich ein Telegramm von Alex. Es ist die einzige Form, in der wir in langen Intervallen miteinander in Verbindung treten.

„Kennst Du einen Herrn Kilian? Antworte sofort!“ lautete das Telegramm.

Nach vielen Überlegungen telegraphierte ich zurück: „Kenne keinen Menschen dieses Namens.“ Herr Kilian hat später nie mehr mit mir gesprochen. Er soll nur geäußert haben, der einzige nette Mensch in meiner Familie sei — mein Bruder Heinrich...

## LIEBER SIMPLICISSIMUS

(O. Nückel)



Hermerling hat die Absicht gehabt, sich von seinem Schneider einen neuen Anzug bauen zu lassen.

„Na“, meinte sein Freund, „wie steht es denn nun mit deinem neuen Anzug?“

„Ach“, seufzt Hermerling, „weißst du, der hat die Ruhe weg. Erst hat er die Hose fertiggemacht — die hab ich jetzt aufgetragen, und die Jacke und Weste sind immer noch nicht fertig!“ Beyle

\*

Bobby geht zum Fotografen. Fragt dieser: „Welche Stellung?“ Entgegnet Bobby mit vornehmer Herablassung: „Gar keine — Graß!“ F. H.

## Albanischer Sommer

Unter albanischem Himmel  
Steht nun mein kleines Zelt  
Disteln mit hellgelben Blüten  
Stacheln heftig ans Lager.  
Aber ein Feigenbaum reicht  
Sanft mir die süßesten Früchte.  
Maisfelder dehnen sich knisternd  
Bis an den Fluß, dessen Quellen  
Voll starken Schwefels, noch kühlen.  
Wenn in der gluthenden Sonne  
Längst alle Säfte schon kochen —  
Schön sind die Nächte im Zelt:  
Silbern im Drieck des Eingangs  
Funkeln die fremden Sterne.  
Von den Olivenbäumen,  
Von den rebenberankten  
Pappeln und Weiden fiedeln  
Pausenlos die Zikaden.  
Langsam nur holt mich der Schlaf.  
Hähne und Esel schicken  
Früh ihren Schrei in den Tag.  
Wolkenlos bleibt Albanien  
Himmel über dem Zelt.  
Nur meine Wünsche segeln  
Durch die unendliche Bläue.  
Segeln der Heimat zu,  
Wo die Geliebteste wartet.

Heinz Friedrich Kameke





„Was gibt es heute für einen Film in der Kirche, Iwan?“ — „Heute ist kein Film, heute ist Festveranstaltung zu Ehren des englischen Erzbischofs. Kino ist erst wieder, wenn er abgereist ist!“

Cinema nelle Chiese di Mosca: „Che film si dà oggi in chiesa, Ivano!., — “Oggi non c'è film, ma c'è una solenne manifestazione in onore dell' arcivescovo inglese. Riavremo il cinema quand' egli sarà partito!.,